



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

**SCHÖNES
NEUES
ENGLAND
SAM
BYERS**

ROMAN

AUS DEM ENGLISCHEN
VON CLARA DRECHSLER

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Perfidious Albion«
im Verlag Faber & Faber Limited, London

© 2018 by Sam Byers

Für die deutsche Ausgabe

© 2019 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Zero-Media.net, München

Das Urheberrecht des Bildes »Babel Britain (nach Verhaecht)« liegt bei
Emily Allchurch – © Emily Allchurch 2017. Alle Rechte vorbehalten.

www.emilyallchurch.com

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-50414-9

Ich glaube«, sagte Robert, legte die Spitze seines Zeigefingers kurz an die Lippen und schaute angestrengt zu Boden, »ich glaube, ich hatte einfach einen Punkt erreicht, an dem ich merkte, wenn es nicht *now* ist, *interessiert* es mich nicht. Verstehst du?«

Jacques DeCoverley, mit dem sich Robert gerade unterhielt, ließ dieses Statement auf sich wirken wie einen besonders komplexen Duft, der ihm gerade um die Nase geweht war. Er legte den Kopf in den Nacken, blickte gen Himmel und blähte anerkennend die Nüstern. Dazu fabrizierte er ein nachdenkliches kleines Lächeln, als sähe er sich wieder einmal mit etwas Traurigem oder Paradoxem konfrontiert, einer weiteren Bürde, die er in noblem Schweigen zu tragen hatte.

»Wer will auch etwas schreiben, das schon von gestern ist?«, sagte er, zog eine seiner voluminösen Brauen hoch und pellte ein Ringellöckchen von seiner Stirn, das sich dort an den Schweißfilm geschmiegt hatte.

Jess beobachtete sie – das Tänzchen, das sie miteinander aufführten, diese Schachpartie in Selbstbespiegelung – und fühlte sich ins Abseits gestellt, unsichtbar.

»Andererseits«, sagte Robert, »was ist heutzutage *nicht* von gestern?«

Das Lächeln kroch wieder auf DeCoverleys Lippen, während er sich für einen Moment durch den Kopf gehen ließ, wie furchtbar gestrig so vieles gerade war.

»Allerdings«, sagte er, nippte nachdenklich an seinem Negroni und fuhr sich mit dem Finger über eine schweißglitzernde Augenbraue. »Wir leben definitiv im Post-Präsens.«

Jess, die dicht hinter DeCoverleys Ellbogen stand, wo sie für ihn nicht zu sehen war, versuchte, Robert auf sich aufmerksam zu machen, damit sie ein Gesicht ziehen konnte. Sie hatte den unschönen Eindruck, dass er zu einem früheren Zeitpunkt ihres gemeinsamen Lebens längst zu ihr geschaut, auf ihre Miene reagiert hätte. Sie hatten sich sogar bei einem ganz ähnlichen Anlass kennengelernt. Damals war Robert einem vom vermeintlichen Vorrang der eigenen Meinungen aufgeblasenen Wichtigtuer, dessen Namen sie längst vergessen hatte und der sie zuvor nicht nur ein Mal, sondern gleich drei Mal abgewürgt hatte, ins Wort gefallen, hatte ihn mit einer halben Schulterdrehung seine Irrelevanz spüren lassen und Jess mit verschwörerisch funkelnden Augen gefragt: *Aber was sagen Sie dazu ... Jess, richtig?* Dieses Bedürfnis, sie wissen zu lassen, dass er ihr zuhörte, war mittlerweile geschwunden. Als er dann doch irgendwann zu ihr hinsah, warf er ihr nur einen flüchtigen, irritierten Blick zu, der zu signalisieren schien, dass ihr Spott unangebracht war.

Sie starrte in ihr Glas. Als sie wieder aufschaute, hatte DeCoverley Robert einen Arm um die Schultern gelegt und führte ihn davon.

»Wissen Sie«, hörte Jess DeCoverley noch sagen, »wir lieben einfach, woran Sie da momentan schreiben, Robert. Dieses Ding über die Siedlung. So vital. So now.«

Jess war abserviert worden, wollte aber nicht, dass es auffiel. Also machte sie die Runde. Der Raum schien voller sich vorortender Männer zu sein. Die meisten Unterhaltungen drehten sich um die Beschreibung ihrer Anfahrt, als würde die Route etwas über sie verraten. Irgendwo zu ihrer Linken hörte sie jemanden sagen: »Wir sind hintenrum gekommen. Die B-Drei-Eins-Vier und dann raus bei Cockwell. Da spart man sich den ganzen Heckmeck mit dem doppelten Kreisverkehr.« Zu ihrer Rechten erklärte jemand: »Ich hab es schon immer gesagt und bleib dabei: Solange sie die nicht zweispurig machen, steche ich mir lieber die Augen aus.«

Ein wahrhaft atavistisches Gesprächsthema. Früher mal war der Vergleich der Fahrtrouten ein sanftes Auftrumpfen mit der eigenen Gewieftheit gewesen. Jetzt verschleierte er nur eine trostlose Wirklichkeit. Diese Männer hatten keine einzige Entscheidung bezüglich der Fahrtroute selbst getroffen. Sie hatten lediglich eine Postleitzahl in ihr Navi getippt. Ihre aktive Beteiligung war nicht länger gefragt, doch der schlichte Stolz hatte sich erhalten.

Nachdem die Standortbestimmung abgeschlossen war, konnte das Geschäft der Selbstdefinierung beginnen. Edmundsbury mit seinen zahllosen Programmierern, die im Tech-Park arbeiteten, und hippen Nordlondoner Expats, die dem finanziellen Aderlass der City entflohen waren, existierte zunehmend in der tektonischen Verwerfung von Kreativität und Kommerz und wurde daher von Menschen überschwemmt, die ihren Output vehement kodifizierten.

»Natürlich geht es bei meiner Arbeit im Wesentlichen darum, die bestehenden Diskurse über Begabung und Erfolg und das, was in Anführungszeichen *gute Kunst* ausmacht, zu hin-

terfragen; darum arbeite ich praktisch ausschließlich mit Buntstiften.«

»Um den Kunstbetrieb und die kreative Praxis im Allgemeinen kritisch zu beleuchten, war mir an einem Material gelegen, das performativ und zugleich organisch ist, darum arbeite ich mit ganz unterschiedlichen Lehmsorten und ganz unterschiedlichen Wänden und schaue, wohin es mich bringt, buchstäblich Dreck an die Wand zu werfen ...«

Auf der anderen Seite des Raums hatte Jacques DeCoverley eine Schar Singlefrauen in eine Ecke getrieben und ließ sich über Sex in Parkbuchten als radikale Möglichkeit des situationistischen Protestes aus. An seiner Seite nickte und lachte Robert aufs Stichwort.

DeCoverley war gerade erst aus der City hereingeweht und noch ganz erfüllt vom Glanz eines Lebens außerhalb von London. In puncto Sehnsucht war Aus-London-Wegziehen das neue Nach-London-Ziehen. Man hängte sich rein, machte sich einen Namen, und dann verzog man sich aufs Land und beschäftigte sich ausschließlich damit, via Twitter das Stadtleben madig zu machen und auf weiter Flur seinen neuen konservativen Idealen vom Landleben nachzuhängen. DeCoverley hatte sich selbst lange Zeit als Straßenphilosoph verkauft. Entgegen der herkömmlichen Verwendung des Begriffs spielte er damit nicht auf seinen Status als unstudierter Außenseiter an, sondern darauf, dass es in seinen Büchern tatsächlich um Straßen ging. Er hatte ein komplettes Buch (*Unter dem Strand: Das Pflaster!*) über das Trottoir und seine Kulturgeschichte geschrieben, »morphologisch eine Randerscheinung und doch von zentraler psychosozialer Bedeutung«, wie er es gerne formulierte. Sein folgender Band, eine Oral History der Fußgängerzonen (*Autos*

gehen gar nicht), war weniger erfolgreich gewesen. Nun, da er die Illusion des hochdotierten Erfolgsautors in London nicht mehr aufrechterhalten konnte, erfand er sich als denkender Landedelmann des 21. Jahrhunderts neu, trug selbst im Haus Gummistiefel und schwärmte von einem »versunkenen« England, das allein aus Heckenlandschaft und Tonerde bestand.

Natürlich konnte DeCoverley nicht einfach der Stadt den Rücken kehren und darüber schweigen. Er musste seinen Weggang zum Statement aufrüchen. Nachdem er in einigen Interviews orakelt hatte, in bestimmten Teilen Englands, von denen er ernsthaft zu glauben schien, sie seien nicht existent gewesen, bevor er begonnen hatte, in ihnen herumzustiefeln, sei etwas »Authentisches« im Kommen, stand er nun unter Zugzwang, die Realität seinen Beschreibungen anzupassen. Daher seine Partys, die er selbst »Salons« nannte und zu denen er jeden einlud, der ihm in den Sinn kam – Einheimische, Londoner und andere –, mit dem Ziel, etwas zu etablieren, als dessen zentrale Gestalt er sich nicht ganz zu unrecht bezeichnen konnte.

Bei allem Zynismus, mit dem Jess DeCoverleys geschickte Manipulation seines Umfeldes und seines Status betrachtete, musste sie doch einräumen, dass seine kleinen Soireen seit der ersten vor einigen Monaten an Relevanz gewonnen hatten. Heute Abend war DeCoverley ein kleiner Coup gelungen, indem er sich der Anwesenheit mehrerer Mitglieder von Rogue Statement versichert hatte, einem anonymen Kollektiv posermäßiger Theoriefans, die Jess und ihre Freundin Deepa untereinander nur die Theorieboys nannten. Ihr erklärtes Ziel war es, »den verschlüsselten Faschismus des Alltagslebens zu decodieren«. In ihrer ersten bahnbrechenden Polemik, die ein sehr positives Echo gefunden hatte, hatten sie eiskalt den faschistoiden Cha-

rakter von Brötchen mit Zuckerguss seziert. Danach hatten sie sich Eiweiß-Omeletts vorgeknöpft. In kürzester Zeit fanden sie überall faschistische Strukturen: bei Sofas, Marathonläufen, Hundeshows, Vinylböden, Strümpfen.

»Pass auf«, hatte einer der Theorieboys ihr früher am Abend erklärt, als sie ihn gefragt hatte, warum es ihm offensichtlich wichtiger sei, den inhärenten Faschismus von Falafel-Wraps und Blocksatz anzuprangern als die Straßenkriminalität und das schleichende Gefühl von Verunsicherung, die im »Neuen England«, wie manche es bereits nannten, immer alltäglicher zu werden schienen. »Gewalt ist verstörend. Da kochen die Emotionen hoch. Sie ist aber nur ein *Symptom*, klar?«

Gut möglich, dass sie nur ein Symptom war, dachte Jess, das waren viele andere Dinge auch, die Frage, wofür sie ein Symptom war, blieb jedoch unbeantwortet.

»Aber genug von mir«, hörte Jess Robert sagen, während sie an der Bar herumtrödelte, »wie sieht's bei Ihnen aus, DeCoverley?«

»Ach, Sie wissen ja«, meinte DeCoverley, »man versucht verzweifelt zu arbeiten, aber es kommen *ständig* andere Anfragen dazwischen. Ich komme immer mehr zu dem Schluss, dass es am besten für meine Karriere wäre, etwas irrsinnig Erfolgleses zu schreiben. Was *gäbe* ich nicht darum, unbekannt zu sein! Geht es dir nicht genauso?«

»Andauernd«, erwiderte Robert.

»Es klappt nur einfach nicht. Es ist ein Fluch, kulturell immer am Puls der Zeit zu sein. Ich bin permanent auf Empfang – eine *ständig* zitternde Wünschelrute.«

Er kniff die Augen zusammen, einen Moment lang von der eigenen Wichtigkeit gequält.

»Wir wussten ja, worauf wir uns einlassen«, sagte Robert und bekräftigte seine Worte mit seinem bedächtigsten, aufrichtigsten Nicken, das er sich, wie Jess wusste, für besonders leichtfertige und scheinheilige Statements aufhob.

»So kann man es natürlich auch sehen«, entgegnete DeCoverley, »aber ich persönlich hatte nie eine andere Wahl.«

»Weil Sie für nichts anderes qualifiziert sind?«, fragte Jess ganz unschuldig im Vorbeigehen. Sie konnte es sich nicht verkneifen.

»Ah«, sagte DeCoverley zu Robert, »und da ist Ihre reizende Freundin. Nein, weil die Philosophie mir im Blut liegt. Weil ich nichts anderes *kann*, als zu sein, was ich bin.«

»Genau«, sagte Robert und sah Jess mit zusammengekniffenen Augen an, bevor er unbeholfen das Thema wechselte. »Kommt Byron heute eigentlich?«

»Stroud?« DeCoverley strahlte, weil er danach gefragt wurde, und genoss es spürbar, dass er gut genug Bescheid wusste, um darauf antworten zu können: »Hat es leider nicht einrichten können.«

Byron Stroud musste man derzeit kennen, wollte man jemand sein, der die richtigen Leute kannte. Sein kometenhafter Aufstieg in der Meinungssphäre war vornehmlich dadurch bedingt, dass er praktisch ausschließlich Artikel über ebendiese Meinungssphäre schrieb, die wiederum von der Zielgruppe gefeiert oder in der Luft zerfetzt wurden. Im Zeitalter notorischer Überpräsenz wurden einsiedlerische Tendenzen entweder als künstlerisches Statement oder als cleveres Selbstmarketing verbucht, daher war es seiner Aura eher zuträglich, dass er bislang alle Einladungen abgelehnt hatte. Niemand ging so weit, zu behaupten, ihn persönlich getroffen zu haben, aber alle, die

über ihn redeten, nannten ihn vertraut beim Vornamen, was vermuten ließ, sie hätten ihn womöglich schon getroffen. Ein sozialer Marker, für den Robert ein besonders sensibles Sensorium hatte, und Jess nahm an, dass er gerade überlegte, was genau DeCoverley damit gemeint hatte, dass Stroud es nicht habe einrichten können. Hatte DeCoverley etwas von Stroud gehört? Hatte er die Info von jemand anderem, der von Stroud gehört hatte? Oder hatten alle, wie Robert selbst, eine Mail an Stroud geschickt und keine Antwort bekommen?

»Konnte er nicht«, fragte Robert, »oder wollte er nicht?«

»Oh«, meinte DeCoverley vage, »ich glaube, da ist die Grenze für Byron eher fließend.«

Jess huschte zum Twittern auf die Toilette. Als sie zurück ins Zimmer kam, redete eine Riege identisch aussehender Männer – allesamt bärtig, ernsthaft und rotwangig vor lauter Kompetenz – auf Jess ein, oder redete an ihrer statt, aber nie wirklich mit ihr.

»Mittlerweile«, hörte sie jemanden sagen, »ist Heiraten doch beinahe der letzte radikale Akt.«

Das war ein Dauerthema. Keine Party ohne neuen letzten radikalen Akt. Angesichts einer immer schneller eintretenden, dafür aber seltsam diffusen Zukunft klammerten sich die Menschen an das Vertraute. Besorgt, für rückwärtsgewandt gehalten zu werden, verkauften sie ihre Nostalgie als Subversion. Immobilienbesitz war der letzte radikale Akt. Monogamie war der letzte radikale Akt. Kinderkriegen war der letzte radikale Akt. »Nicht alles auf einmal wollen« war der letzte radikale Akt. Alles andere war offensichtlich tot.

»Früher hat man noch echte Gespräche geführt. Erinnerst du

dich?«, blökte irgendjemand Jess an, den Mund voll Knabberzeug.

»Ganz genau«, sagte sein Flügelmann. »Das gute Gespräch ist tot.«

Sie fand Deepa wie üblich in einer dunklen Ecke, wo sie mit dem Strohalm in ihrem Drink rührte und ein Gesicht machte, als amüsierte sie sich auf eine Weise, über die man besser Stillschweigen bewahrte.

»Na Gott sei Dank«, sagte Deepa. »Ich hab schon befürchtet, ich müsste mich unter die Leute mischen.«

»Ich hab mich druntergemischt«, meinte Jess. »Kurzfassung: Lass es.«

Sie lehnten nebeneinander an der Wand. Jess genoss die flüchtige Kühle der Holzoptik-Täfelung, bevor ihr erhitzter Rücken sie genauso schwitzig werden ließ wie alles andere hier.

»Hab dich mit den Theorieboys rumschäkern sehen«, sagte Deepa und wies mit dem Kinn auf das Knäuel ernsthafter junger Männer in der Mitte des Raums. »Suchen die immer noch ein Patentrezept gegen Faschismus?«

»Ich habe einen von ihnen über faschistische Moleküle reden hören«, erwiderte Jess.

»Robert scheint sich ja wohl zu fühlen.«

»Nett, dass du nicht mal mehr so tust, als könntest du meinen Partner leiden.«

»Der hat schon genug Leute, die so tun, als könnten sie ihn leiden«, sagte Deepa. »Da würde ich nur stören.«

Jess lachte. Sie tauschten ihre Gläser, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Das war so ein Ding zwischen ihnen. In Restaurants stibitzen sie sich gegenseitig das Essen vom Teller.

»Ich hab das Gefühl, wir haben uns noch nicht ausreichend über andere lustig gemacht«, erklärte Jess und holte ihr Handy raus. »Wir vernachlässigen unsere Pflichten.«

Deepa bäugte Jess' Handy. »Jemand bricht seine eigenen Regeln.«

»Ich hab die Trackingfunktion deaktiviert.«

Deepa nippte an Jess' Drink und betrachtete die Partygesellschaft.

»Erklär mir mal eins«, sagte sie, als Jess auf *Senden* drückte, dann das Display sperrte und das Handy wegsteckte. »Wenn du etwas plötzlich genießt, das für dich vorher nur interessant war, ist es dann immer noch interessant?«

»Willst du damit sagen, Genießen und Interesse schließen sich aus?«

»Ich sage, wenn man sagt, dass man sich für etwas interessiert, kann man damit wunderbar verschleiern, dass man es genießt und dass ein übermäßiges Genießen die Frage aufwirft, wie stark das tatsächliche Interesse eigentlich ist.«

»Hör auf. Du hast keinen Spaß an deiner Arbeit?«

»Nicht so viel, dass es nicht länger Arbeit ist.«

»Darüber machst du dir Gedanken? Du denkst, ich genieße meine Arbeit zu sehr?«

»Ich denke, deine Arbeit ist vielleicht keine Arbeit mehr.«

Sie beobachteten, wie Jacques DeCoverley auf der anderen Seite des Raums sein Handy checkte, leise fluchte und dann sein Lächeln für eine vorbeigehende Mittzwanzigerin wieder anknipste.

»Okay«, sagte Deepa. »Ich kann den Reiz durchaus nachvollziehen.«

Gegen Mitternacht ging der Party die Luft aus. Sie gingen immer gut los, weil beim Eintreffen alle noch Meinungen hatten, die sie dringend loswerden wollten. Sobald sie damit durch waren, erlagen sie einem kollektiven *petite mort*. Jess bildete sich etwas darauf ein, sich Robert gegenüber nie anmerken zu lassen, dass sie gerne gehen wollte. Die fehlende Souveränität solcher Momente war ihr zuwider.

Er stieß wieder zu ihr, als sie gerade im Begriff war, Lionel Groves zuzutexten, einen großen, leicht angegrauten Mann mit kinnlangem Haar und struppigem Bart, den alle beinahe zwanghaft als »kantig« charakterisierten. Nach einer zunehmend an Erfolglosigkeit krankenden Intellektuellenkarriere, die sich ausschließlich darauf gründete, die Arbeit seiner Kollegen in der Luft zu zerreißen, hatte Groves sich als »internationaler Botschafter des Gefühls« neu erfunden. Sein aktuelles Buch war eine alphabetisch geordnete Serie von Mikro-Essays über Dinge, die ihn zum Weinen gebracht hatten. Nachdem er mit den Tränen »durch« war, hatte er sich jetzt das Lachen »vorgenommen« und eine Reihe von »Provokationen« darüber verfasst, wie wichtig es war, angesichts von Unterdrückung den Humor und angesichts von Ungerechtigkeit die Haltung zu bewahren. Sein Twitter-Feed war eine wohlkuratierte Galerie widerlicher Plattitüden vom Kaliber »Es ist nicht immer wichtig, was wir fühlen, wichtig ist, dass wir überhaupt etwas fühlen«. Ganz hin und weg von seinen neuentdeckten Emotionen, gerierte er sich ständig wie der erste Mensch auf Erden, der Gefühle erlebte. Die Leute bestärkten ihn in diesem Irrglauben offenbar noch, sie drängten sich auf Partys um ihn und nahmen ihn als Indikator dafür, was sie selbst empfinden sollten. Männergefühle wurden heutzutage kultisch verehrt, dachte Jess. Wo

man hinsah, ließen sich Männer dafür feiern, dass sie Gefühle hatten.

»Die Lage in Palästina ist natürlich zum Heulen«, erklärte er gerade. »Finden Sie nicht auch? Mich persönlich überfordert es schon, das Ganze nur im Fernsehen zu verfolgen, so *traurig* macht es mich.«

»Was ist mit Umweltthemen?«, fragte jemand. »Kriegen Sie da die Wut?«

»Sie ängstigen mich eher«, sagte Groves. »Und machen mich natürlich *traurig*. Aber Lachen gibt einem so viel *Hoffnung*, finde ich.«

»Was empfinden Sie angesichts Ihrer Empfindungen?«, fragte Jess. »Wenn Sie *traurig* sind, sind Sie dann auch ein bisschen stolz darauf?«

Er drehte sich langsam zu ihr um. Er hatte so eine Art, Feindseligkeiten mit einem Lächeln zu kontern, die Jess rasend machte.

»Ja hallooo«, sagte er. »Sie sind Robert Townsends Freundin, nicht wahr?«

Sie sah Groves an – seine einstudierte Traurigkeit, seine strategisch eingesetzte Schroffheit – und empfand nur eine vertraute, desillusionierte Wut, über die hinwegzulächeln Groves ihr sicherlich geraten hätte.

Sie holte gerade Luft für eine schneidende Erwiderung, als sie unterbrochen wurde.

»Ich bin Robert«, sagte Robert, der sich zwischen Jess und Groves schob, um Groves die Hand zu schütteln. »Wie ich sehe, haben Sie meine Freundin bereits kennengelernt.«

»Einfach bezaubernd«, sagte Groves. »So viel Energie.«

»Mitunter deplatziert, aber immer in bester Absicht«, sagte

Robert, legte Jess eine Hand auf den Rücken und warf ihr einen schnellen Seitenblick zu. Sie musste wieder daran denken, wie sie sich kennengelernt hatten, an das wohlige Kribbeln, als er ihr so aufmerksam und gewieft zur Seite gesprungen war. Jetzt war er derjenige, der sie kaltstellte und aus dem Gespräch drängte.

Sie spielte kurz mit dem Gedanken, etwas zu entgegnen. Sie hatte nichts gegen Streit vor Publikum. Manchmal fragte sie sich angesichts ihrer zunehmenden Unfähigkeit, zu Hause konstruktiv zu streiten, ob öffentliche Reibereien nicht eine jener wenigen Gelegenheiten waren, wo es zwischen ihnen noch funkte. Aber ihre Energie war wie die aller anderen im Raum verpufft.

»Schade, dass Byron nicht hier ist«, sagte Groves.

»Ja, stimmt«, meinte Robert. »Konnte es leider nicht einrichten.«

»Konnte er nicht?«, fragte Groves. »Oder wollte er nicht?«

»Tja«, sagte Robert. »Ich glaube, da ist die Grenze für Byron eher fließend.«

»Ganz recht«, erwiderte Groves leicht frostig.

Robert wandte sich Jess zu und massierte ihr unbeholfen die Schulter. »Wie hältst du dich, Schatz?«, fragte er. »Erträgst du es noch eine halbe Stunde, oder zieht es dich nach Hause?«

Sie spürte, dass er mit seiner liebevollen Aufmerksamkeit in erster Linie die Umstehenden auf sich aufmerksam machen wollte. Sie war drauf und dran zu sagen, sie habe es nicht eilig, obwohl sie es nicht erwarten konnte, zu gehen, nur damit er noch mehr Theater darum machen musste, gehen zu wollen, obwohl er lieber bleiben würde, da bemerkte sie, dass irgendwo hinter ihr Bewegung in den Raum kam. Roberts Augen rissen

sich von ihnen los, und sein Blick wanderte über ihre Schulter dorthin, wo irgendetwas los zu sein schien. Sie hörte jemanden sagen: »Danke, vielen Dank, toll, dass ihr so zahlreich erschienen seid«, und als sie sich umwandte, sah sie einen kleinen bleichen Kerl, der sich, einen Stapel Blätter an die Brust gepresst, in den Vordergrund drängte.

Ganz so ungewöhnlich war der Vorfall nicht. Das gnadenlose soziale und berufliche Gebot der unerbittlichen Selbstvermarktung brachte es mit sich, dass die Allgemeinheit jederzeit auf sogenannte »Guerilla-Lesungen« gefasst sein musste. Früher hatten öffentlich geförderte Literaturabende Autoren einen geschützten Raum geboten, in dem sie ihren oratorischen Bedürfnissen nachkommen konnten, aber irgendwann waren die Fördertöpfe leer. Nun, in traumatisierender Weise auf die Gunst der Gemeinschaft zurückgeworfen, war eine ganze Generation von aufmerksamkeits-süchtigen Autoren gezwungen, sich in Szene zu setzen, wo immer sie konnten.

Buhrufe wurden laut.

»Ach, fuck«, sagte Robert. »Echt jetzt. Es reicht mit dieser Scheiße.«

»Verpiss dich«, rief jemand.

Der Mann eroberte sich ein Fleckchen im vorderen Bereich des Raums. Irgendwas stimmte nicht mit seinem Gesicht, dachte Jess. Je genauer sie hinsah, desto unsicherer wurde sie, ob es überhaupt ein Mann war. Die Kleidung ließ auf einen Mann schließen, die Frisur und die Stimme auch, aber die Gesichtszüge waren ausgeprägt androgyn.

»Dritter Mai«, sagte der Mann. »Elf Uhr siebzehn. [www dot teenieschlampen dot com](http://www.dotteenieschlampen.com). Wer bin ich?«

Er trug ein weißes Hemd, beige Chinos und eine locker ge-

bundene Paisley-Krawatte. Als Jess ihn reden sah, sprang ihr noch stärker ins Auge, dass mit seinem Gesicht etwas nicht stimmte. Die Bewegungen seiner Wangen und Lippen entsprachen nicht dem, was er sagte. Seine Stirn bewegte sich überhaupt nicht, ebenso wenig wie die Haut um seine Augen.

»Siebter Mai«, fuhr er fort. »Dreiundzwanzig Uhr sechsunddreißig. [www dot sacktief in burka dot com](http://www.dot.sacktieft.in.burka.dot.com). Wer bin ich?«

Die Toleranz gegenüber solchen unaufgeforderten Lesungen ging gen null. Die Gäste wurden rasch feindselig und schnauzten den Mann an, er solle verschwinden. Jemand fragte ihn, wer er überhaupt sei, als wäre sein Hauptverbrechen, dass niemand ihn kannte.

»Dreizehnter Mai«, brüllte der Mann. »Sieben nach neun. E-Mail. ›Liebling. Muss fix machen. Sie kommt gleich nach Haus ...‹ Wer bin ich?«

Jess spürte, wie sich rechts und links von ihr Männer in Bewegung setzten und den Redner einkeilten. Andere schlossen sich an. Einer sagte: »Jetzt reicht's«, und ein anderer: »Nicht hier und nicht heute Abend.« Der Mächtetern-Vorleser wurde etwas lauter und entzog sich mit einem Schritt nach hinten den Händen, die nach ihm greifen wollten. Jemand packte ihn beim Hemd. Er rief mehrmals »Loslassen!« und schlug etwas halberzig nach dem nächstbesten Kontrahenten, ehe er selbst zu Boden geschickt wurde. Dann wurde er wieder aufgelesen und an den Armen und Beinen zum Ausgang geschleift. In seiner Faust hielt er ein Bündel spärlich bedruckter schwarzweißer DIN-A5-Flyer. Im Griff seiner Widersacher zappelnd, warf er die Flyer hoch in die Luft. Als sie landeten, konnte Jess lesen, was mittig auf der ansonsten leeren Seite gedruckt stand.

Was wollt ihr für euch behalten?

Erste Intervention. Marktplatz. Freitag, 20.00 Uhr.

WWW.WIRSINDEINGESICHT.COM

Als er vorbeikam, konnte Jess sein Gesicht sehen, und ihr wurde klar, was damit nicht stimmte. Wenn er blinzelte, verschwanden seine Augenlider. Er schien zwei Paar Lippen zu haben, das eine überdeckte das andere. Sein Gesicht war gar nicht sein Gesicht, wie sie begriff, sondern eine unheimlich lebensechte Gummimaske, die den ganzen Kopf bedeckte. Selbst sein Haar war künstlich.

»Was wollt ihr für euch behalten?«, rief er. Als er um die Ecke fortgetragen wurde und außer Sicht war, rief er noch mal lauter: »Was wollt ihr für euch behalten?«

Betretenes Schweigen folgte: das Geräusch kollektiven Am-Drink-Nippens und Räusperns, ein Moment des allgemeinen und individuellen Sichsammelns.

»Was war das denn?«, fragte irgendwer.

Schultern wurden gezuckt.

»Willkommen«, sagte ein anderer, »in der Post-Sinn-Welt.«

Der Mann neben ihm nickte weise.

»Sinn ist so was von tot«, sagte er.

Sollte das irgendeine Kunstscheiße sein? So eine Art Parodie?« Sie fuhren durch das warme Dunkel des Frühsommers nach Hause, Jess am Steuer, hinter ihnen verebbte die Party wie eine abfließende Welle.

»Er hatte eine ... Was hatte er da auf?«, fuhr Robert fort. »Eine Art Maske?«

»Ja, aber eine Maske, die wie ein Gesicht aussah.« Jess schauderte leicht. »Unheimlich.«

»Wessen Gesicht? Irgendein bekanntes Gesicht?«

»Keins, das ich je gesehen habe.«

»Denn dann könnte ich es ja vielleicht noch verstehen, wenn es jemand Bekanntes gewesen wäre.«

»Vielleicht war das bekannte Gesicht unter der Maske.«

»Vielleicht war es der gottverdammte Byron Stroud«, sagte Robert.

Draußen breitete sich das eintönige ostenglische Flachland aus, Schmierspuren von Hecken wischten zwischen Straße und Feldern vorbei. Wie lange waren sie schon hier, weg aus der Stadt? In der ungebrochenen Schwärze verlor Jess immer noch völlig die Orientierung. Sie machte das Fenster einen Spalt auf und hielt ihr Gesicht in den hereinströmenden Fahrtwind.

»Lass das Rauchen im Auto bitte, Jess.«

»Seh ich aus, als würde ich rauchen?«

»Du siehst aus, als hättest du vor zu rauchen.«

Als sie um eine Kurve bogen, zerteilte das schwefelgelbe Leuchten des Arbor vor ihnen die Dunkelheit, die grellen Außenstrahler spiegelten sich blitzend auf den High-Tensile-Zäunen und schrägen Glasflächen. Über dem Tor schwebte in entschlossener serifenloser Schrift der Name der multinationalen Technologiefirma, die sich hier einquartiert hatte: *Green*. Stellenweise verdeckten kräftige Bäume das zersplitterte Licht und ließen es wie Sterne oder stecknadelkopfgroße leuchtende Datenpunkte wirken.

»Wir sind mittlerweile eins dieser Vitrinen-Paare geworden«, sagte Jess.

»Soll was heißen?«

»Soll heißen, jeder kann sehen, was in uns vorgeht.«

»Ich vermute, es hat dir nicht besonders gefallen«, sagte Robert.

»War das jemals anders?«

»Und was schlägst du vor? Zu Hause zu bleiben?«

»Das sind deine Optionen? Uns zu irgendwas hinzuschleppen, wozu wir keine Lust haben, oder zu Hause zu bleiben?«

»Letztlich ja.«

»Und da heißt es, die Romantik wäre tot.«

»Alles ist tot.«

»Das ist so ein Schwachsinn. Genau deswegen hasse ich solche Veranstaltungen. Im Anschluss daran laberst du den gleichen wichtigtuersichen nihilistischen Quatsch wie alle anderen.«

Sie fuhren stumm in die Einfahrt. Früher einmal hatten Jess solche Gesprächslöcher reumütiges Unbehagen bereitet. Oft hatte sie dann irgendetwas Versöhnliches gesagt, nur um das Schweigen zu brechen. Doch sie war mehr und mehr überzeugt, dass sie Robert damit bloß in die Hände spielte. Mit seiner Gesprächsbereitschaft verhielt es sich wie mit seiner Zuneigung: Er setzte sie ein, um zu bekommen, was er wollte, und wenn das nicht klappte, verwandelte er sein Schmollen in eine Waffe.

Sie schloss die Haustür hinter ihnen ab und ging durch in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken. Sie ließ das Leitungswasser eine Weile laufen, bevor sie ein Glas füllte. Ihr Robert-Radar zeigte ihr an, dass er hinter ihr stand. Sie musste gar nicht hinsehen, um sich seine Pose vorzustellen: leicht vornübergebeugt, die Hände in den Hosentaschen. Es war ihre übliche Choreographie, nachdem es Spannungen gegeben hatte. Er wurde zaghaft, verunsichert. Sie war souveräner und wartete ab, dass er die Wogen glättete.

Sie trank immer noch ihr Wasser, als sie das unvermeidliche Herankriechen seiner Hand spürte, wie er sie umfing, sie an sich heranzog.

»Ich hasse es, wenn wir uns streiten«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Ich auch«, erwiderte sie und tätschelte seine Hand, aber drehte sich nicht um.

»Tut mir leid, wenn ich ein Arschloch war«, sagte er. Sie konnte sein Lächeln auf ihrer Haut spüren, beschwichtigend, leicht geringschätzig. Sie wusste, dass er jetzt erwartete, dass sie sich umdrehte, ihn küsste und ihm sagte, er sei kein Arschloch. Stattdessen starrte sie weiter vor sich hin und drehte das nun leere Glas mit der Öffnung nach unten.

»Schon gut«, sagte sie.

Er atmete tief ein und hielt die Luft an. Sie wartete auf seine Entgegnung. Sie hatte das Gefühl, zu hören, wie er nachdachte, wie er mögliche Erwidierungen gegeneinander abwog.

»Ich liebe dich«, sagte er.

Näher kamen sie einem waschechten Streit dieser Tage nicht mehr. Ein scharfes Wort, eine harsche Geste, dann ein vorsichtiger, ängstlicher Rückzieher.

»Ich dich auch«, sagte sie.

0001

Du bist erst jemand, wenn du eigene Hater hast, Robert. Und jetzt, wo dich jemand so richtig hasst, darf man wohl sagen, du bist endlich jemand, oder?»

»Aber *warum* hasst sie mich? Was habe ich ihr getan?»

Roberts Morgen hatte nach dem üblichen Ritual von Kaffee und einem schnellen Durchscrollen der hasserfüllten Kommentare unter seinem letzten Text mit einem Pep-Talk von Silas begonnen.

»Du verärgerst die Leute«, sagte Blandford. »Du schreibst *unangenehme Wahrheiten*. Ist doch klar, dass sie dich dafür hassen.«

Als er »unangenehme Wahrheiten« sagte, kroch Silas vor Enthusiasmus beinahe in die Webcam, wodurch sein Gesicht – betont unrasiert und zu einer Maske der Begeisterung erstarrt – so unerträglich groß auf Roberts Bildschirm erschien, dass Robert es zu einem Eckfensterchen verkleinern musste.

»Stimmt.«

»Es ist wie mit diesen Fischen. Die fetten Brocken, die so riesig sind, dass sich lauter kleinere Kackfische an sie ranwanzen.«

»Schiffshalter.«

»Schiffshalter-Fische. Genau. Diese Dingsbums, Julia oder wie auch immer, ist so ein Schiffshalter.«

»Müsste sie dann nicht serviler sein? Oder sich an mich ranwanzen, um bei deinem Vergleich zu bleiben?«

»Heute wanzt sich kein Mensch mehr an jemanden ran. Das rächt sich nur. Wenn sie sich an dich ranwanzt, dauert es nicht lange, bis jemand über sie herzieht, weil sie sich an dich ranwanzt. Und weißt du was? Dieser Jemand wird damit wahrscheinlich positiv auffallen. Also lieber vorbeugend frühzeitig mithassen und dafür Anerkennung ernten. Außerdem: Hass bedeutet Hassklicks, also *win*.«

»Aber ich will keine Hassklicks. Ich will, dass die Leute meine Beiträge schätzen.«

»Schätzen, geringschätzen«, sagte Silas. »Wo ist da der Unterschied?«

Robert nahm sich einen Moment Zeit, um zu verarbeiten, auf welch schmalen Grat zwischen unbeabsichtigter Tiefgründigkeit und abgrundtiefer Hirnlosigkeit sich diese Antwort bewegte – exakt *jenem* schmalen Grat, dem Silas' Website – *The Command Line* – ihren Erfolg verdankte.

Er scrollte vielleicht zum fünften oder sechsten Mal an diesem Morgen auf der Seite nach unten. Julia Benjamin – »JuBenja« – hatte in der gewohnten Länge und schrillen Diktion einen Kommentar hinterlassen und beklagte darin »weniger, wofür Townsend steht, als das, was seine Ideale so zweckdienlich verschleiern: seine ratlose, angejahrte Technophobie, seine blauäugige Romantisierung einer durch die rosa Brille betrachteten Arbeiterklasse und seine Entschlossenheit, sich mit der üblichen dückelhaften, geifernden Mansplaining-Wichtigtuerei zum Dreh- und Angelpunkt eines jeden Anliegens zu stilisieren. Townsend setzt sich nicht für die Menschen von Larchwood ein, ihn interessiert nur, dass auch alle *sehen*, wie er sich für

sie einsetzt. Daher liest sich jeder seiner selbstgefälligen Zwischenrufe weniger als ein Aufschrei des Herzens, wie er es gern hätte, sondern vielmehr wie eine schamlose Übung in Eigenwerbung und Selbstüberhöhung, um die es sich in Wirklichkeit handelt.«.

»Es ist ein absolutes Blutbad, Silas.«

»Soll es doch ruhig blutig zugehen, lautet meine Devise. Sie ist zu fünfzig Prozent verantwortlich dafür, dass es zu dem Ding geworden ist, das es ist.«

»Was heißt ›zu fünfzig Prozent verantwortlich?«

»Sie generiert Traffic. Leute klicken jetzt deine Seite an und scrollen direkt nach unten, um ihren Kommentar zu lesen.«

Robert sank in seinen Stuhl zurück, während sich diese besonders deprimierende Information prompt an der Wurzel seines seelischen Ischiasnervs einnistete.

»Scheiß drauf«, sagte Silas. »Weiter im Text. Was diese Siedlung angeht.«

»Larchwood«, sagte Robert und versuchte die Tatsache zu ignorieren, dass Silas das Thema wechselte, ohne etwas dagegen unternehmen zu wollen, dass Roberts Reputation, Talent und Männlichkeit weiterhin täglich durch den Dreck gezogen wurden. Es ärgerte ihn, dass Silas von Larchwood lediglich als »die Siedlung« sprach. Als wäre die Tatsache, dass es eine Siedlung war, schon alles, was man wissen musste.

»Die Leute lieben diese Siedlung, Robert. Sie lieben den Überlebenskampf. All dieses ... Wie hast du es genannt?«

»Entmieten und Umsetzen.«

»Entmieten und Umsetzen. Genau. Diese Siedlung ist zu einem Symbol geworden. Gott weiß, für was, aber es hat eine enorme Strahlkraft. Wie das Bat-Signal. Du hast diese Siedlung

in den Himmel gehoben, und alle schauen hin und haben das Gefühl, sie stünde für irgendetwas. Ist doch so, oder?»

»Na ja, ich will es hoffen.«

»Die Sache ist nur die: Es ist Journalismus mit großem J, verstehst du?«

Robert schwieg, vorübergehend baff, dass Silas es irgendwie geschafft hatte, diesem Spruch einen negativen Dreh zu verpassen.

»Ich bin Journalist«, sagte er.

»Genau«, meinte Silas. »Klar. Ich mein, keine Frage. Aber das hier ist eben *The Command Line*, verstehst du?«

»Soll heißen?«

»Soll heißen, was ist unser Aufhänger? Wir können nicht einfach den gleichen Aufhänger nehmen wie alle anderen auch, Rob. Ein Aufhänger, den es schon gibt, ein naheliegender Aufhänger, ist so gut wie gar kein Aufhänger. Verstehst du, was ich meine?«

»Leute werden aus ihrem Zuhause vertrieben, damit ein Konzern irgend so einen Megakomplex errichten kann. Das ist der Aufhänger, Silas.«

»Klar, und das ist großartig. Natürlich nicht großartig, du weißt, was ich meine. Aber es ist großartig, dass du so ... so klare Worte findest. Und, he, Gentrifizierung, oder? Die Leute sind gerade ganz verrückt nach Gentrifizierung. Sämtliche Gentrifizierer lesen vor lauter schlechtem Gewissen Artikel über Gentrifizierung, als käme sie bald aus der Mode, was dankenswerterweise nicht der Fall ist. Also verkaufstechnisch liegst du genau richtig. Was ich meine: Entmietung, sozialer Wohnungsbau, Megakonzerne – alles großartig. Aber ist es auch spannend, Rob? Ist es *now*?«

»Tatsächlich hat man mir schon dazu gratuliert, wie *now* es ist, Silas.«

»Aber könnte es noch mehr *now* sein? Das beschäftigt mich.«
Was, fragte sich Robert, könnte noch *nower* sein als *now*?

»Na, es passiert doch gerade jetzt.«

»Aber könnten wir es nicht noch eine Idee jetziger machen? Was meinst du?«

»Soll heißen?«

»Soll heißen, dieses ganze Technologiezeug, diese, wie heißt es gleich?«

»Informatisierung des Alltags.«

»Genau, Informatisierung des Alltags. Das Entscheidende an diesem neuen Projekt ist doch, dass sie dafür ein komplett eigenes Netzwerk einrichten wollen, oder? Konzentrier dich da drauf, das ist cool. Ist da nicht mehr rauszuholen?«

Robert holte tief Luft.

»Diese Diskussion hatten wir schon, Silas. Ich schreib dir kein trendiges Tech-Piece. Kapiert? Ich schreibe über Menschen. Diese Siedlung, diese Story, diese ganze Geschichte handelt von Menschen. Menschen, die aus ihrem Zuhause vertrieben werden. Menschen, die belogen werden. Menschen, die eingeschüchtert werden. Willst du mir erzählen, dass die Leute darüber nichts lesen wollen?«

»Die Leute wollen coole, komische oder böse Sachen lesen. Die heilige Dreifaltigkeit.«

»Hast du dir die Pläne angeschaut? Wir reden hier von einer sozial geschichteten Mieterstruktur. Wir reden hier von getrennten Eingängen für unterschiedliche Klassen von Bewohnern. Wir reden von einem Netzwerk, bei dem Menschen *Community-Punkte* sammeln können, indem sie online ihre Dienste anbie-

ten. Es ist ein Computerspiel, Silas. Wenn du mir weismachen willst, es sei nicht böse, eine Gemeinschaft erst nach Haushaltseinkommen und Besitz zu separieren und dann das bisschen, was ihnen noch an sozialer Mobilität geblieben ist, zu gamifizieren, dann weiß ich wirklich nicht, was man unter böse noch verstehen soll.«

»Ich würde es eher als traurig bezeichnen, Rob, nicht als böse.«

»Tut mir leid, Silas, aber du kannst nicht alles eindampfen auf ...«

»Eindampfen ist aber im Grunde unser Metier, Rob. Eindampfen ist quasi genau das, was wir tun.«

»Ich weigere mich, das auf Kleinkindniveau runterzuberechnen, Silas. Hier geht es um Menschenleben. Hier geht es um ...«

»Mein Gott, schon gut, schon gut. Komm mir nicht wieder mit dem Vortrag. Ändern wir die Taktik. Wie wär's, wenn wir näher rangehen, mehr Bezug herstellen?«

»Ein bisschen mehr menschn, meinst du.«

»Ich meine: weniger ›Riesensache, die passiert‹, mehr ›kleiner Mann, dem sie passiert‹.«

»Also jemanden finden, der exemplarisch verkörpert, was sich da gerade abspielt, und ...«

»Genau.«

Robert nickte, von der Idee bereits eingenommen.

»Gut«, sagte er. »Da finde ich schon jemanden.«

»Super.«

»Und bis dahin versuch du doch mal, was wegen dieser Julia zu unternehmen ...«

»Schön, dass wir drüber geredet haben, Rob.«